

Die Schweiz des seligen Bruders Klaus, wie Federer sie schaut.

Lange hat Heinrich Federers Dichtung in Italien gewelt, hat zumal umbrisches Land und Volk durchstreift. Es zog ihn zu den tiefen, engen Abbruzzentälern mit ihren Felsen, braunen Halden, grünumwucherten Bächen und knöchigen Erdhöhlen. Die Berge recken ihre Häupter in die goldige Luft des Südens. Wie Schwalbennester sind die schimmernden Städtchen ins Vorgebirge gefleht; kalkweiße Wege ziehen hinan. Mit den Einheimischen hat der Dichter Nostrano getrunken, Risotto gegessen, Minestrone gelöffelt und den dottergelben Zambiglione geschleckt; mit den höflichen Umbriern, die ihr *Si, o che si* sagen wie ein Gebet, und vor allem mit Franz von Assisi hat er heilige Freundschaft geschlossen, mit dem Poverello, der nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein großer Naturfreund und genialer Kulturmensch gewesen ist.

Jetzt aber ist Federer in die Schweiz heimgekehrt, in die Schweiz des seligen Nikolaus von der Flüe¹. Wie Umbrien zu Franzens Poetenstube wird, wo der Poverello mit seiner geliebten Frau Armut haust, so ist für Federer die Einsiedelei des Bruders Klaus die Mitte der Urschweiz; im Kanst entspringen Quellen, die durchs ganze Schweizerland sprudeln; vom Kanst gehen Stimmen aus, die an allen Schweizerbergen ein Echo wecken.

Welch innigen Ausdruck findet Federer für das Heimweh und die Heimeligkeit des Schweizern. In Sehnsucht brennt dem Pagen in Mailand das Herz nach der Heimat mit ihren stillen Bergen, Wald und Ewigwasser, Alpenwind, Ruhschellen, den braunen Häusern im Berggras und unter den alten Rußbäumen, dem milden Sarnersee, dem vielen Kapellengeläute ringsum, den Gespanen, der Schwinget, der Nidel und den weißbezopften jodelnden Jungfern um den Kessel. Zurückgekehrt fühlt Heinz Bürgler, wie alles Blut wieder die alten Ursprünge des Lebens aufsucht und sich da fest-

¹ Der Furchtemacher. Eine Geschichte aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. 12° (80 S.) Herder 1920. Das Wunder in Holzschuhen. Geschichten aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. 12° (72 S.) Herder 1920. Spizbube über Spizbube. Eine Erzählung. 8° (256 S.) Berlin 1921, Grothe. M 24.—

saugt. Wie ein Stück seiner Seele empfindet er die Berge, die Luft von Fels und Gewölke, dieses Wasserrauschen allum, dies Schneeleuchten aus den Hintergründen, die Hütte voll Heubust und Freiheit, diese grobheimeelige Sprache, diese Gesichter, dieses Feuern und Rauchen und Scheiterknistern und Leben und Lieben im leichten Hirtenkittel. — Wer wird so rasch die Szene im Luzerner Wasserturm vergessen, die herzhafte Realistik mit zarter Empfindung vereinigt. „Ein Stück saubern Entlebucher Käse, sonst nichts“, hat sich Peter Amstalden nach siebenwöchigem Kerker am Abend vor seiner Hinrichtung gewünscht. Und nun schnuppert er an dem schönen gelben Stück wie ein Kind, das zuerst riecht, bevor es isst. Das ganze Entlebuch duftet aus dem Käse, seine tiefen Stuben und braunen Dörröfen, seine Wecken und Bratwürste, die Ratsherrenmäntel und alten, schmalen Kirchen, die Ställe mit zweigefleckten Kindern, sein Birnenmoos, sein Bergheu, seine Alpenrosen, Fasnachtstänze und seine Freiheit.

Die Schweiz duftet aus der Sprache und den Bildern dieser Schweizer Geschichten. Bruder Klaus macht einen „währschaffen Hosenslupf“ mit dem höllischen Vandsknecht, und es gelingt ihm, den Teufel zu „bodigen“. Simon rückt vom „Tintengütterli“ des Viertelschreibers auf zum Kristallhafen des Schatzmeisters; geizig „schäufelt und beigt“ er die Münzen. Gimil, der Göldlibub, höhnt die Habsburgernase des Herzogs Siegmund einen „Chriesthagge“, muß sich's aber selber gefallen lassen, ein „Herrengügge!“ genannt zu werden. Heinz redet in seiner beklommenen Verliebtheit mit dem Seppeli von Milch und Käse, „Kilbi“ in Kerns und „Schwinget“ in Melchtal.

Die Vergleiche saugen mit allen Wurzeln ihren Saft aus dem Schweizerboden, ziehen ihre Farben aus der Schweizeronne. Der Mönch auf dem St. Gotthard läßt den Italiensfahrer beten, Gott möge ihn hart wachsen lassen, nicht wie eine welsche Pflaume, nein, wie eine eidgenössische Nuß. Lang, braun und fest wie ein Weckenbrot stidelt Peter Amstalden daher auf dem Weg zum Ranft, neben ihm aber rollt rund, fett und ankengeltb wie ein Alpenkäse Heinrich Bürgler, der Vandammann von Obwalden. Ganz anders ist freilich dem schlauen Obwaldner zumute, als er seinen letzten Gang, den demüthigen Beichtgang zum Bruder Klaus plant: die ganze Nacht hat er mit seinen Gedanken geredet wie in einer Vandsgemeinde. — Milch und Rahm, Käse und Butter schimmert und duftet in manchem Vergleich. Der alte Siegriff Mössli zieht langsam und straff, wie er abends seine einzige Ruh melkt, mit der verrunzelten Sechzigerhand an der hohen, lustigen Vesperglocke auf und nieder. Welsche Feinheit und Frechheit erschreckt Heini

in seiner milchigen Schweizerunschuld. Wie geschwungene Ridel (Schlagsahne) kann der Entlebuchergrimm hochschwellen. Frisch, weiß und süß, aber auch so kühl wie die Butter, die sie Heinz aufs Brot streicht, ist das Seppeli geblieben. Und die Wolken liegen unbeweglich wie weiße Rüche in den ewigen Triften.

Was Federer einmal vom Wasser der Schweizer Seen sagt: es glänze bald grün, bald blau, als wären Himmel und süßeste Erde in ihm zerschmolzen — das gilt auch von seiner Sprache, so weltfromm und gottinnig ist sie. Und dazu hat sie noch manch sprudelnde Schelmerei, die einem die Funkeltropfen eines farbigen Humors in die Augen sprüht.

Schweizersprache und Schweizernatur lebt in diesen Erzählungen, aber auch ein gut Stück Schweizergeschichte feiert Auferstehung, glorreich-lebendige Auferstehung: Reiskläuferei, Burgunderkrieg, innere Kämpfe und der mythische, weltmächtige Klausner im Ranst.

Eidgenössische Kauflust und Prügfestigkeit ist in Paris, Mailand, Innsbruck, selbst im heiligen Rom berühmt. Man kauft sich fast die Sohlen nach Bern und Zürich ab, um Schweizer Landsknechte zu kaufen. Unter allen Fahnen sieht man die langen Schweizergesichter, unter roten und weißen, schmutzigen und reinen, und oft verspricht sich die süße Milch und das bittere Blut der Eidgenossenschaft auf fernen, unendlich gleichgültigen Fluren. — Mit welchem Ingrimm geht Ratsherr Klebli gegen die Reiskläuferei an! Was hat er auch erlebt am Remigitag vor elf Jahren in Flandern! Vor den Wallonen rettete er sich, einen Haken im Bein, in die Nische überm Brunnenstock. Da hörte er ein Verschreien und Verfeuchen, daß ihm die Haare aufstanden. „Im Kerzenschein hoben die Wallonen jede Leiche am Haar auf, zündeten ihr ins Gesicht und ließen sie wieder fallen. . . . Ich sah alle meine Kameraden, neun waren es, was für Gesichter! Fast alle hatten Blut ums Maul, die Zähne hingen heraus, die Augen glogten zu mir herauf. . . . Da ruft einer: Nehmt, nehmt auch, was mir die Mutter ins Futter genäht hat, nur lasset mir die Seel', die arme Seel'. . . . Ich hör' etwas ins Tuch fahren, durch und durch, dreimal, wie durch einen Sack . . . und jedesmal ein Schnarch. Dann wird's still. Das war der Remigi vom Widelerhaus, noch nicht siebzehnjährig. . . . Mir rauscht jene Brunnenröhre noch heillos im Kopf. . . . Geht nicht mehr! und keins von euren Kindern! und niemand!“ so klingt beschwörend seine Erzählung aus.

Viel Besseres als Reisklaufen sieht Bruder Klaus auch nicht im Streit mit Burgund, den die „eidgenössischen Kaufbolde, geht's recht, geht's schlecht

angezettelt haben“. Er läßt sich von den beiden, die bei Grandson mitgerungen haben, den burgundischen Trommelwirbel nicht in sein heiliges Phlegma schlagen. Raum haben sie den Klausner verlassen, kommt der Weibel von Sarnen gelaufen und botet: „Der Karli von Burgund ist von Lausanne heraufmarschirt und berennt Murten. In Luzern sammelt sich die Urschweiz. Alle Stöcke gespißt, alle Eisen geweßt!“ — Am Tag der Zehntausend Ritter 1476 stand die zornige Schlacht, am Abend floh Karl der Kühne Hals über Kopf. Im Gras am schmutzigen Merlacher Bächlein liegt der Kreuzwirtssohn Theodor Götschi und schnappt mit aufgestülpter Nase nach Luft. Des Sigristen Gert steht ungeschlacht neben dem Leutnant. — „Da rührt sich noch einer“, lispelt der Verwundete. „Hau zu mit dem Kolben! . . . Hü, hoi, die Hände aus dem Sack! Flink muß alles gehn!“ Gert macht ein Kreuz über seine niedrige Stirn und schlägt dem Ritter den Schädel ein. Aber bald geht's mit dem Leutnant selbst zu End'. Ruhig liegt er, die blauen Knabenaugen, die immer noch blauer werden, in den Himmel versenkt, der auch immer tiefer blaut. — „Cheib“, haucht er mit der letzten Ungeduld seines Blutes, „du Sigristenbub, sag mir das Gefäßlein vor, das wir Sachsler beten, wenn der Bach übers Dorf kommt oder die Lau am Berg hängt . . . flink!“ Gert stottert und buchstabiert: „Herre Christ, sei mit mir . . .“ — „Hü, hoi und was dann?“ — „Und ich spei' in die Händ' . . . und . . .“ — „Flink, flink . . . spei in die Händ' . . .“ So . . . oh, das ist Blut . . . Hü, hoi, flinker . . . Er zuckt zusammen, steift die Knie und wird plötzlich still. Das wächserne Näschchen gegen den Abendstern gespißt, liegt er da wie eine weiße, stille Wolke im Abendrot. . . . „Stirb mir nicht!“ heult der Sigristenbub. „Und ich spei' in die Händ' und vollbring's . . . so ist das Gebet.“

Da lebt der heimliche Kampf der Obwaldner mit den Luzernern ums Entlebuch auf. Obwalden war Hirtenrepublik geblieben, während sich an der Reuß eine Junkerherrschaft bildete, wo unter volkstümlichen Formen wenige die vielen regierten und besonders die Bauern im Entlebuch mehr und mehr entrechteten. „Die graue Spinne an der Reuß spannt die Entlebucher nach und nach ganz in ihr Netz und sog ihnen das Mark und Blut der Freiheit aus.“ Da kam die Lust zu rebellieren und sich mit den Obwaldnern zu vereinigen. Hoch in der Pilatuskette stoßen das freie Obwalden und das unterjochte Amt Entlebuch aneinander. Dort saßen die Hirten und Politiker der beiden Täler oft zusammen, hüzig die Entlebucher, in schlauer Zurückhaltung führend die Obwaldner, zuvörderst der Landammann Bürgler.

Er werkte insgeheim an einem Bengel herum, der in die ganze eidgenössische Aristokratie fahren und allen Geburts- und Erbadel knicken sollte. Alle Äpfel und Bauern der Schweiz sollten zu einem Leib zusammenwachsen und den Junkern nichts lassen als kahle Mauern und leere Titel. Aber die Junker am Fischmarkt haben ein eiliges Beil. Dem Veli Rohr, der die besten Bauernwiße wußte, und dem Heini Reiner, der so brav durchs Entlebuch jodelte, flogen die Häupter vom Gerüst. Und auch der heißblütige Landeshauptmann Amstalden muß wegen aufrührerischer Umtriebe den Kopf auf den Eichenkloß legen. Wie hat er so keck begonnen am Abend der Schlacht bei Murten, da er zusammen mit den Junkern aus einer Schüssel die Milchsuppe löffelte! — „Nun trinken wir doch einmal aus einem Napf, ihr Herren und wir Bauern. Guten Appetit, ihr Junker, auch zum gleichen Braten und Ruchen! Denn bald strecken wir Bauern die Arme noch viel weiter.“ — Am Christabend zwei Jahre danach tropfte sein rotes Entlebucherblut in den Schnee.

Neben dem Schweizergewächs der eidgenössischen Kauflust und Prügelfestigkeit steht Federer tief im Dunkel einer Bergschlucht einen andern Baum hoch gedeihen, fromm, stark und überhäuptig wie eine Eiche, rauschend von tapfern Gebeten, singend in süßer Mystik, kühlend, schützend, wegweisend und von der Wurzel bis zum Zaßen gutes, gesundes Holz. Das ist der Einsiedler Nikolaus von der Flüe, ehemals Bauer und Amtsmann in Obwalden. Vor seinem härtigen Mund biegen sich Hirten und Schultheiß, wenn er barfuß und barhaupt, alles Niedrige von der Rutte geschüttelt, sich vor ihnen aufrichtet, Ewigkeit aus den schwarzen Augen streuend.

Der Klausner hat das Weib seiner Jugend nicht vergessen. Wenn er an seinem Haus vorbeikommt, klopft er ans Fenster, grüßt ernst und fragt: „Schwester mein, steht alles gut?“ Sie aber beugt den Kopf wie vor einem Engel und sagt ganz froh: „Ja, Bruder und Gemahl im Herrn, wir haben deinetwegen Segen bis unters Dach. Ich brauch' nichts, lieber Kläusi, als deinen Segen.“ Er macht ihr das Kreuz auf die Stirn, sie pußt ihm noch die Flecken von der Rutte, säumt ihm eine Zettel am Ärmel ein und fragt mit halber Angst: „Brauchst denn du gar nichts von mir? Einen Baubsack jetzt, wo's kaltet, wollene Socken?“ Er lächelt: „Du kleines Vertrauen! Was soll ich kalt haben bei Gott?“

Und doch muß auch Bruder Klaus sich eine himmlische Zurechtweisung gefallen lassen. Allzu fromm-genäsig wollte er die schweigende Ruhe,

die süße Zeitlosigkeit seiner Wiese im Rast genießen, zu trostlüstern hofft er auf das Erscheinen des kleinen Jesus an der Hand Unserer Lieben Frau. Ob der kleine, fröhliche Gott allerlei himmlische Spässe mit der Melchaa treiben würde? Wenn nur das allwissende Herrgöttlein ihm nicht Herz und Nieren zerläßt! Wie wollt' er nachher den Boden küssen, der noch von den Füßen des ewigen Knaben duftet! Aber in all dies fromme Träumen klappern die Holzschuhe des Holzweibs, lärmt das Schwäzen und Pfeifen und Tobeln ihres Helmlis. Da wird Bruder Klaus ungeduldig und predigt die Vissiessa und ihren „Gof“ heftig an. Aber wie er vor seinem Madonnenbild die Herzensunruhe schlichten will, da starrt ihn die kahle Leinwand an — die Mutter Gottes und das Kind findet er im Walde beim Holz sammeln. Seit der Zeit war Bruder Klaus nicht mehr so karg im Reden, er ging Vissiessa und ihrem Helmlis oft entgegen, plauderte stundenlang mit ihnen und half dem Rangen beim Holz sammeln mit seinen langen Armen. — Drum bleibt ihm das mystische Eintauchen in die Gottheit nicht versagt. In tiefer Stille liegt der Rast; keine Sonne, kein Wind, kein buntes Vielerlei. Alles ist einförmig und einsilbig: Gott. Wie ein Meer wogt das Wort geräuschlos vor ihm auf und nieder und läßt daneben nichts mehr bestehen. Gott rechts, Gott links; Gott Diele, Gott Dach; Gott allein und alles. Seine Seele ist wie ein winziges Boot in diesem Ozean. Ob es auch schaudert durch alle Bretter, er kettet sich los vom letzten Punkt Erde und stürzt sich mit wonnevollem Schrecken in die unendliche Gottheit hinaus. Er schließt die Hände ineinander, verliert jeden Blick, wird bleich, regungslos, kalt; nur noch seine Hülle sitzt da.

So gottinnig und einsiedlerisch der Bruder Klaus auch ist, es strömt doch Segen von ihm auf die ganze Schweiz, es strahlen Kräfte von ihm aus, die gegen die bösen Mächte aus dem Abgrund des Menschenherzens und der Hölle ankämpfen. — Was ist das für ein Bild voll Humor und Ernst, wo der Einsiedler mit dem Teufel ringt! In Gestalt und Tracht eines Landsknechts steht der Böse da, ungeheuerlich groß, mit einem Kumpfe wie ein Ochse und mit einem Kopfe wie ein Granitblock. Drin brennen zwei rotgeränderte Augen in goldiger, aber besudelter Herrlichkeit. Die breiten Knie sind wie Kupferscheiben anzusehen, und unter den gespornten Stiefeln glimmt ein unaufhörliches Räuchlein empor. Aber Bruder Klaus gehört nicht umsonst zu den besten Schwingern der Alpen, bald vergehen dem höllischen Landsknecht Sehen und Hören unter den Einsiedlerkäufen. —

„Du fürchtest mich nicht. Da hat das Fechten keinen Reiz“, stöhnt der Teufel voll Ingrim.

Anderer hat er erst zum Fürchten gebracht, der höllische Fürchtemacher und Unkrautsäer, aber zuletzt hat ihm der Bruder Klaus doch den Peter Amstalden und Heinrich Bürgler noch abgejagt. Sie meinten gegen das Fürchten gesiegt zu sein. So kühn hatte der Entlebucher Landeshauptmann bei der Berglerkilsbi auf der Sörenalp schwadroniert: „Wallfahrt der Entlebucher zu Bruder Klaus, daß er ihre Spieße gegen die Stadt segne. . . . Überfall Luzerns bei Nacht. . . . Brand und Mord. . . . ein Entlebuch, das sich selbst regiert.“ Wie hart mußte er das büßen im Wasserturm zu Luzern. Grauenhafte Angst hat ihn erfaßt, als die Füße in den Pflock, die Hände in die Mauerringe geschlossen wurden. Er stemmte sich empor, zuckte zusammen, krümmte sich wie ein Reptil, biß in die Kette, heulte und plumpste klirrend auf die Platte zurück. Voll Schweiß und Blut und Tränen sank er zuletzt in einem schwarzen Haufen zusammen. Aber nur die ersten Wochen markierte er feig ums Leben; dann, als die Folter seine Glieder verdorben hatte, gewöhnte er sich ans Sterben. Das Wort des Bruders Klaus ging ihm jetzt wie ein Sonnenstrahl ein: Besser die Freiheiten fallen zusammen als die Gewissen. — „Meine Freiheit liegt in Scherben. Dafür steht mein Gewissen aufrecht. Alles hab' ich bekannt und bereut, was ich fehlte, und will's auch ehrlich büßen.“ Und Bruder Klaus sendet ihm noch seinen Segen zum Henkersmahl: „Fürchte dich wie ein Hase Gottes, fürchte das Leben dahier in Unnuß, Narretei und Trug.“

Heinrich Bürgler aber reinigt sich durch Meineid auf der Sagimatt von der Anklage der Mitwisserschaft, da triumphiert der Fürchtemacher. Aber schließlich läßt dem Obwaldener das Gewissen keine Ruhe. Er will vor die Eidgenossen treten und beichten: „Ich Heini Bürgler bin ein Vezkopf und hab' den Dampf in mir gehabt, die Bauern über die Herren zu setzen. Da hab' ich denn unsauber im Volk gewühlt, hab' die Entlebucher schlau aus Band und Ordnung locken wollen . . . hab' den geköpften Vetter auf dem Gewissen und den Meineid auf der Sagimatt. . . .“ Auf dem Weg zum Bruder Klaus, wo er diesen Bußgang antreten will, stirbt er. Zu Sachseln hebt man am Gasthof zum Kreuz eine Leiche mit gerümpfter Stirn, aber einer schlauen, triumphierenden Verklärtheit aus dem Schlitten. — Bruder Klaus aber schnitzt die Teufelskröte am Fuße seines Kreuzifixes fertig, zum Zeichen, daß er dem Fürchtemacher diese beiden Seelen abgewonnen.

Der ruhevolle Einsiedler als Gegenpol der ewig ruhelosen und herzlosen Heze nach Kurzweil, wo ein hungriger Tag den andern frisst und keiner satt wird: das ist die Geschichte vom Obristen Renker. Fünfundneunzig Jahre ist er alt, das Gesicht klein und verkerbt wie eine dürre Nuß. Durchs Leben hat er sich gelangweilt und gegähnt, weil er die Seele verriegelt und nicht auf den Bruder Klaus gehört hat, sooft er den Knaben, Jüngling und Mann herzlich gemahnt: „Sitz her zu mir und verweil' dich ein bißchen, Buebli, das täte dir gut.“ Wie ist das Wort in Erfüllung gegangen, das der Klausner mit einem heillos feinen Schelmenlächeln gesprochen: „Geduld, Gispel, Geduld! Dir wird Gott eine lange, lange Kurzweil geben.“ Wie eine Geißel hat ihn dies Wort verfolgt: „Hüp, Toni, hüp, weiter, das ist langweilig, weiter zur Kurzweil, zur Kurzweil!“ Und doch schrie eine wilde Sehnsucht in ihm nach Ruhe: hoch doch einmal still zu braver, nützlicher Genüge. Aber erst auf dem Sterbebett ergibt er sich und folgt der Einladung des Bruders Klaus und sitzt aufs Ruhebänkchen ewiger Kurzweil ab.

Da ist der Magister Bruno aus Freiburg, ein junges Männlein mit rosig geschwellenen Backen, wie eine Schinkenwurst so rot, so fett und mausselig. Ihm will das Leben in papierener Gelehrsamkeit aufgehen. Was liest da der Bruder Klaus, der doch gar nicht lesen kann, aus dem Manuscript des Magisters vor von den Menschen, die über Gott reden wollten, aber nur von sich schwatzten, die nur vom Papier lebten und andern Papier zum Essen und Leben gaben. Ihr aufgesperretes Maul gleicht einer Null, ihr Kopf, Gehirn, alles wird Null. Und diese Null frisst um sich, alles papieren machend; alles geht in der Null auf. Aus der Kuppelhöhe des Himmels aber glänzt eine Eins hernieder, sie glüht von Endlos zu Endlos wie ein ewiger Blitz. Diese Zahl, diese herrliche Zahllosigkeit trägt ein Antlitz, hat Augen wie zwei Meere so göttig und furchtbar, einen Mund wie Donner und Stille zugleich. Von dieser Eins wird die Null angestrahlt; da ringt und spuckt sie das Papier aus, und endlich springt ein neu ergrünter Mensch aus der großen Null und rasch der Eins entgegen. „Und so ist denn“, Bruder Klaus tupft fest auf den Schwanz des Manuscripts, das er verkehrt in der Hand hält, „das die größte aller Dummheiten, zur Null zu gehen, und das die weiseste aller Weisheiten, zur Eins zu gehen.“ —

Drei Fäden sind in der Erzählung „Spizbube über Spizbube“ ver-
schlungen und schließlich hält Bruder Klaus das Gespinnst in seiner groben

und doch so feinfühligem Hand. Simon, der österreichische Schatzmeister, will den mächtigen Einsiedler überlisten und für die Söldnerwerbung des Herzogs Siegmund gewinnen, um selbst Gold und sein Innigütel zu ergattern. Um seine italienische Peppina zu erringen, hat Heini Bürgler (der Jüngere), der Page am Mailänder Hof ist, es übernommen, die Sendung des Österreichers zu vereiteln. Zum Spitzbuben über diese Spitzbuben wird der tote Gimil, an dessen Leiche Heinis Blut- und Sinnenliebe ihre Fieberhize verköhlt und Simons krampfige Habsucht sanft sich löst. Gimil selbst aber ist auf dem Wege zum Ranft, wo er das Genesungswunder erzwingen wollte, durch Bruder Klaus von seinem wilden Lebenshunger genesen.

In seinem Tarzifiusgeschicklein begegnet Federer in der Abruzzeneinsamkeit einem zwölfjährigen Chilenenknaben mit knochigem Indianer-geßicklein und garstig-herrischem Wesen. Und doch: „Mir, der schon viele Tage keine Kinder gesehen hatte und sie doch vom kleinsten Schnäuferschen bis zum stolzen Flegel so innig liebt, mir war der erst so feindselige Sinn bald mittäglich nach diesem Kerlchen umgekehrt.“ — Diese Mittagswärme liegt auch auf Gimil, dem kleinen Spitzbuben über die beiden großen. Ein hübscher Junge ist der Luzerner Junker wahrhaftig nicht. Der vierzehnjährige Gölblihub streckt sich lang und steif wie eine Bohnenstange, an der ein gelbes, müdes, häßliches Gesichtlein mit breiter Nase und verschwollenem Munde wie eine kranke Frucht hängt. Das Haar klebt in langen feuchten Fäden um Stirne und Ohren. Schön sind nur die großen Augen, die silbergrau und gereizt aus den Höhlen funkeln wie das Eisen aus einer dunklen Schmiede. Eine innere Hize verzehrt ihn; einen Geruch wie von Verbranntem und Verwesendem bläst er mit jedem Schnauf aus den gesperrten Nasenlöchern. Oft kommt ihm Blut auf die Rippen, was er der Mutter listig verheimlicht. Es drückt ihm fast das Herz ab, daß er so jung hinsieht, daß er nie gesund genug werden soll, um gegen die Türken zu ziehen. In solcher Verzweiflung wirft er sich auf den Bauch, begräbt seine häßliche Nase und die wunderbaren Augen ins Rissen. Wie unter einem Erdbeben zittert das Bett, der Wildling weint entsetzlich. Aber der Bruder Klaus muß ihn gesund machen. Dann zieht er gegen die Türken. Der Ludi Sutter, der Mani Pfyster, der Paul Segeßer und viele andere Stadtbuben wollen mitkommen. „Und ich kommandier' natürlich den Trupp.“ — Mit seinem Taufgötti, Pfarrer Imgrund von Stanz, wallfahrtet er zum Ranft. Da geht auf dem Weg

die Wandlung in ihm vor: sein lebenshungriger Stolz wird klein und demüthig. Die Ruhe der Berge, der Schatten des Heiligen berührt ihn, in seine gewaltigen Herrenaugen kommt etwas vom Frieden des obwaldnerischen Abendhimmels. Demüthig verneigt er sich vor begegnenden Berglern; leise bewegen sich seine Rippen, wenn ein Bildstöcklein von Christi Leiden und Sterben erzählt. Aus den Erzählungen des Pfarrers vom Bruder Klaus hört er am deutlichsten heraus, wie Gott alles ist und vom Menschen so gar wenig abhängt. Todkrank wird er unterwegs zwischen den Bergen, sterbend glaubt er den Schritt des Bruders Klaus zu hören. „Er kommt... aber wenn er mich sieht... so einen Bub, so was Kleines.“ Es ist ihm fast leid, daß man den Heiligen zu ihm holt. „O, was haben wir gemacht... Götti, Götti, wie unwichtig bin ich! Werd' ich nicht kleiner jetzt... Ich spür's doch... halt' mich... siehst mich noch?“ — Denen, die den Bruder Klaus zum Göldlibuben bitten, sagt er: „Ein Stärkerer hat euch geholfen. Gehet und sehet selber, ob er nicht der gesündeste Luzerner geworden ist.“

Wie man den toten Simil zum Ranft bringt, führt Bruder Klaus zwei Gäste, die in der Morgenfrühe zu ihm gekommen sind, zur jungen Leiche. Es ist, als ob Simils kindlich unbestimmter Lebenshunger sich in zwei Richtungen ausgewachsen hätte: bei Heini zu seelenloser Sinnenliebe, bei Simon zu Geiz und Rassaucht.

Ein langer, knochiger Bursche ist Heini Bürgler, der einen ungeheuren Schwall von kupferrotem Haar auf die Achseln fallen läßt. Die braunen Augen, in denen es wie von Gold flockt, sind rot umrändert, alles an ihm spricht von Fieber, Leidenschaft und arger Schelmerei. Der Regent Ludovico Moro schickt ihn, um zu verhüten, daß Frankreich oder Oesterreich den Einsiedler im Ranft für sich gewinnt. Er soll den Klaus, diesen Hauptkegel im Schweizer Kegelspiel fällen. Und der Preis im Spiel ist Giuseppa di Baranghi, die große, reife Mailänderjungfer — wenn er nicht daheim zu seiner ersten Liebe zurückkehrt, um derentwillen er nach Welschland geschickt wurde. Und richtig entbrennt sein Blut wieder fürs Seppeli, das kindliche, knospenhafte Bergmeitschi. Das eine, wie das andere ist nur Verliebtheit aus Blut, Nerven und Sinnenfreude, nicht Liebe aus der Seele heraus. Jetzt, da es ihm gelungen, den verkappten Oesterreicher abzufangen, da er neben Simon beim Bruder Klaus sitzt, um jeden österreichischen Zug durch einen mailändischen zu übertrumpfen, weiß er nicht, soll es Peppina oder Seppeli sein, oder keine von beiden.

Mit vierzig Jahren ist der Schatzmeister und herzogliche Rat Simon Quicker grau und staubig wie ein Sechziger. Seine Lippen sind in den Mund gezogen, als sögen sie unablässig an etwas. Aus einem Knapphalter war er ein Geizhals geworden; er trieb eine kniende Verehrung vor dem Mammon. Kein Wunder, daß Gertrud, sein seelengutes Weib, verkümmerte. Siech und geduldig sitzt sie in Polster und Decken gewickelt wie ein wächsernes Christkind. Aber Simon hat keinen Blick, keinen Gedanken für sie. Da wird er vom Herzog zum Schweizer Klausner gesandt. Schon die Trennung der Reise läßt die Liebe zu Gertrud wieder aufleben. Ihm fehlt das schneeige leise Gesichtlein seiner Gertrud; er sehnt sich nach dem gütigen Anschauen aus den weichen Augensternen. Seine ganze Sendung wird ihm zur Nebensache; er will nur noch das Geld gewinnen, um für seine Gertrud Arzt, Garten, Luft und Sonne und fröhliches Zusammensein zu schaffen. Aber auch dieser Wille zum Gold vergeht ihm, da Bruder Klaus ihn zusammen mit Heini zu dem toten Göldlibuben führt.

Der Einsiedler bückt sich über den struppigen Knabekopf und löst die Binde, so daß die dicken, unförmlichen Lippen auseinanderklappen, der Rachen sich dunkel aufsperrt und die Zunge wie ein Klumpen zwischen die Zähne fällt. Die Lider gehen halb auf und zeigen die einst wunderbaren Augen irre und gläsern. — Da bricht Simon Quicker zusammen, den Gürtel mit der Geldbörse wirft er von sich, das Gesicht preßt er zur Erde. Rinde löst sich auf Rinde, etwas Empfindliches, Bartes fühlt er an die Luft treten, weh und wohl zugleich, etwas Neues, Knospendes. Das ist das Wunder, das er seiner Gertrud heimtragen will: sein frisch erwachtes Herz mit dem Sehnen, alles liebzuhaben, allem gut zu sein, allem zu helfen. Wie ein Kind reißt er den Beutel auf und schmeißt alles Gold übers Gras. — Heinz aber, der immer nur vom Rüffen blühender Lippen träumt, ist aschfahl geworden beim Anblick des Leichengesichtes mit den blaugedunsenen Lippen und den grinsenden Zähnen. Wird jeder Mund einmal so? Und Bruder Klaus sagt's ihm noch ausdrücklich: „Das Spitzbüblein dort hat euch umgeworfen. Schaut seine steife Hand, nicht ein Korn kann sie geben und nehmen. Herr Simon, was ist also Besitz? Und du, Heinzli, betracht' noch schnell dies Mäulchen, schon braun und sad wie Erde. . . Ist denn wirklich Rüffen das erste und letzte? Der Spitzbub da predigt euch, was Halt und Ziel hat. Über Truhen und schöne Gesichter hinaus, übers ganze kleine Menschlein hinaus etwas Ewiges lieben. . .“ So kehrt Simon heim, um Gertrud

seine neugeborene Liebe zu bringen; Heini aber läßt das Liebesgetändel, um auf die große Liebe aus der Seele heraus zu harren.

* *

Worin beruht nur der unwiderstehliche Reiz, der auch von diesem letzten Federerbuch ausgeht? — Nicht in der Anspinnung, Verwicklung und Lösung der Fabel. Es strafft sich keine einheitliche Handlung durch die ganze Erzählung. Wohl wird auf den ersten Blättern das Spannungsgefühl geweckt, wie Heini den österreichischen Sendling abfangen und überlisten werde. Aber bald schwindet dies Ziel aus dem Blick, und schließlich überfieht man fast, daß Heini kaum ein zweckdienliches Mittel anwendet, um den Österreicher beim Klausner auszustechen. Die Handlung zerfällt eigentlich in drei, die Herzensgeschichten Gimils, Simons und Heinis, die sich da und dort berühren und verschlingen, in der Hauptsache aber lose nebeneinander herlaufen, um schließlich vom Bruder Klaus zum Knoten geknüpft zu werden. — Der Reiz leuchtet auch nicht aus den Lebensweisen, die sich in den Begebenheiten verkörpern. Daß Liebe aus tiefer Seele über Viebeleien aus Sinnenfreude steht, Herzensgüte über Geldgier, daß der Mensch gar klein und für unsres Herrgotts Pläne leicht entbehrlich ist — das sind wichtige, aber wohlbekannte Dinge; sie treten auch gar nicht mit dem Anspruch der Neuheit und Unerhörtheit auf. — Auch die Entwicklung der Charaktere birgt nicht den Hauptreiz. Die seelischen Wandlungen sind weniger im Wirken neuer Erkenntnisse und Erlebnisse entfaltet, der neue Seelenzustand wird mehr mit suggestiver Selbstverständlichkeit und lebensvoller Ausdruckskraft einfach hingesezt. Wie in duftige Nebel ist gehüllt, was eigentlich den Stolz Gimils in Engelsdemut wandelt, was Simon zum schwärmerischen Verächter des Goldes macht. Man sieht die Charaktere auf einer Stufe stehen, dann auf der nächsten; das steigende Schreiten von Stufe zu Stufe ahnt man mehr, als man es schaut.

Und doch schlägt das Spitzbubenbuch von den ersten Zeilen an in seinen Bann, der sich erst mit der letzten löst.

Der Zauber des Buches sind die einzelnen Menschen in gegebenen Stimmungen und Gefinnungen. Wie sind diese Gestalten in voller Rundung sinnenfällige Wirklichkeit geworden! Nie wird geredet, immer gebildet für Auge, Ohr und selbst den Geruch. Alles wird sichtbar und hörbar, greifbar und sogar riechbar. Da rollt Heini in seiner Schelmerei seine großen, rothigen Ohren zärtlich zusammen; Simon küßt in seiner Verlegenheit mit dem Fingernagel die Augenbrauen; auch vor dem Verwufungsathem

aus Simils flecher Brust schreckt der Dichter nicht zurück. Und wie lebt sich jede Stimmung in sinnlicher Sichtbarkeit aus, in Blick, Wort und Gebärde!

Dazu kommt noch etwas Lyrisches: Diese Menschen sind wie verklärt vom Licht, das aus den schelmisch-zärtlichen Augen des Dichters auf sie fällt; sein Schildern und Erzählen hat einen so warmen Klang der Stimme, daß es ist, als streichle und kose er seine Menschen. Selbst ihre Häßlichkeiten sind ihm noch süß, weil sie eben auch seinen Lieblingen angehören.

Mit welcher Liebe strahlt er den Bruder Klaus zu guter Letzt noch an. Es ist, als müsse man sich beim Scheiden vom Ranft wieder und wieder umwenden, um den Einsiedler sitzen zu sehen. Vorsichtig hält er einen Napf voll Milch; auf dem Knie hat er das Mareili, Simils kleine Schwester. Behutsam hebt er das Geschirr an den kleinen Mund. „Und wie er ernsthaft achtet, daß das Kind nicht zu viel auf einmal schluckt, sondern absetzt, und wieder eingießt, da denkt es alle, das sei kein einfacher Waldbruder, der da zufällig ein Dirnlein tränkt, sondern ein Völkerhirt, der seinem Vaterland, ja der ganzen Welt den Hunger stillt, wenn sie sich nur an seine Knie traut.“

Sicher wird seinen Hunger gestillt fühlen, wer in Federers Erzählungen aus der Schweiz des seligen Bruders Klaus die Schönheit herzwarmer Menschengestaltung und die Kraft ewigkeitserfüllter Lebensweisheit sucht.

Sigmund Stang S. J.